

Kohlhammer
Urban
-Taschenbücher

Wolfgang Mertens

Psychoanalyse

Grundlagen, Behandlungstechnik
und Anwendung

6. Auflage

Kohlhammer **Urban** -Taschenbücher

Band 337

Wolfgang Mertens

Psychoanalyse

Grundlagen, Behandlungstechnik
und Angewandte Psychoanalyse

6., vollständig überarbeitete Neuauflage

Verlag W. Kohlhammer

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

6., vollständig überarbeitete Neuauflage 2005

Alle Rechte vorbehalten

© 1981/2005 Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Umschlag: Data Images GmbH

Gesamtherstellung:

W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. Stuttgart

Printed in Germany

ISBN 3-17-016934-3

Inhalt

Vorwort zur sechsten Auflage	9
1 Psychoanalyse im 21. Jahrhundert: Die zunehmende Wichtigkeit, sich mit methodologischen Fragen interdisziplinärer Forschung auseinander zu setzen, ausgeführt am Beispiel der Psychologie	13
2 Psychoanalytische Metapsychologie: Einige Gedanken zum Gegenstand der Psychoanalyse und zu ihren grundlagentheoretischen Perspektiven	20
2.1 Metapsychologie – ungeliebt und dennoch unverzichtbar	24
2.2 Zur Notwendigkeit einer (Meta-)Theorie in der Psychoanalyse	25
2.3 Metapsychologische Hintergrundsannahmen als Strukturierung des Erkenntnisprozesses des Analytikers	28
2.4 Die metapsychologischen Gesichtspunkte aus heutiger Sicht	29
2.4.1 Zum empirischen Gesichtspunkt	29
2.4.2 Zum Gestalt- und organismischen Gesichtspunkt	30
2.4.3 Zum (psycho)genetischen oder biographischen Gesichtspunkt	35
2.4.4 Zum topographischen Gesichtspunkt	38
2.4.5 Zum dynamischen Gesichtspunkt	43
2.4.6 Zum ökonomischen Gesichtspunkt	47
2.4.7 Zum strukturellen Gesichtspunkt	48
2.4.8 Zum adaptiven und psychosozialen Gesichtspunkt	51
3 Psychoanalytische Entwicklungstheorien	57
3.1 Grundsätze einer psychoanalytischen Entwicklungstheorie	58
3.2 Einige wichtige Stationen der psychoanalytischen Entwicklungstheorie	61
3.3 Theoretische Modifikationen in einzelnen Entwicklungsbereichen	65

3.3.1	Realitätsprüfung und verschiedene Modi psychischer Realität	66
3.3.2	Gedächtnisentwicklung	72
3.3.3	Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität	74
3.3.4	Psychosexualität versus Bindung – eine Scheinkontroverse?	78
3.3.5	Beziehung und Triangulierung – Zur Bedeutung des Dritten	84
3.3.6	Affektregulierung	88
3.3.7	Moralische Entwicklung	93
3.3.8	Sprachentwicklung	97
4	Allgemeine psychoanalytische Krankheitslehre	101
4.1	Die Psychoanalyse begann als eine Traumatheorie ..	101
4.2	Grundannahmen der Konfliktodynamik	103
4.2.1	Die Entstehung von Konflikten	104
4.2.2	Konfliktinhalte	104
4.2.3	Interferenz von Konflikten	107
4.3	Phantasien als Folge von Konflikten	107
4.3.1	Einige Inhalte prototypischer Phantasien ...	108
4.3.2	Unterschiedliche Anlässe der Entstehung von Phantasien	109
4.3.3	Narzisstische und libidinöse/aggressive Phantasiesysteme	110
4.3.4	Selbst initiierte und intersubjektiv organisierte Phantasien	111
4.4	Trauma	111
4.4.1	Entwicklung und Trauma	112
4.4.2	Trauma und Traumatisierung	112
4.4.3	Aspekte der Traumatisierung aus der Sicht verschiedener psychoanalytischer Theorie-richtungen und interdisziplinärer Beiträge ..	113
4.4.4	Resistenz des Traumagedächtnisses?	115
4.4.5	Psychoneurose und traumatische Neurose – Interferenz und Kontinuum	115
4.4.6	Formen posttraumatischer Bewältigung	117
4.4.7	Entwicklungstraumatisierungen	118
4.4.8	Folgen der Entwicklungstraumatisierungen .	119
4.4.9	Kontingenzerwartungen in Form unbewusster Konditionierungen als nichtbewusste Über-Ich-Vorläufer	120

4.4.10	Erfahrene Kontingenzen und »pathogene Überzeugungen«	121
4.5	Versuche der Bewältigung von Traumatisierung und Konflikt	122
4.6	Sozioemotionale und (sozial-)kognitive Kompetenzen als Indikatoren des strukturellen Niveaus	124
4.7	Die Entstehung von Symptomen	124
5	Spezielle psychoanalytische Krankheitslehre	127
5.1	Überblick	127
5.2	Zur Phänomenologie der narzisstischen Persönlichkeitsstörung	127
5.2.1	Verhalten	130
5.2.2	Gefühle und Beziehungen	139
5.2.3	Charakterhaltungen, Persönlichkeitseigenschaften	149
5.2.4	Phantasien	157
5.2.5	Schüchterne Narzissten	167
5.2.6	Narzisstische Eltern und Therapeuten	170
5.2.7	Gesunde Anteile der Selbstliebe	181
5.2.8	Selbstwertregulierung in der Konsumgesellschaft	182
6	Psychoanalytische Behandlungstechnik	187
6.1	Von der klassischen neurosenpsychologischen Behandlungstechnik hin zu einem breiten Spektrum an behandlungstechnischen Vorgehensweisen	187
6.2	Modifikationen im Verständnis der analytischen Beziehung und der daraus resultierenden mutativen Vorgänge	193
6.3	Ausgangspunkt: Klassische Psychoanalyse	194
6.4	Einschränkungen des objektivistischen Paradigmas	195
6.5	Vom mechanischen Projektionsschirm über eine ganzheitliche Subjektivität hin zu einem differenzierten Verständnis von Gegenübertragung	202
6.6	Erste Revision der gedächtnistheoretischen Auffassungen	203
6.7	Von der Abbildtheorie der Wahrnehmung zum Konstruktivismus	205
6.8	Neuere Erkenntnisse aus der Emotions- und Gedächtnisforschung	207

7 Anwendungen der Psychoanalyse	213
7.1 Psychoanalyse und Film	213
7.2 Psychoanalytiker und Filmregisseure – Kooperation und Ambivalenz	217
7.3 Einige Anmerkungen zu Theorien	222
7.4 Film und Traum	225
7.5 Verschiedene methodische Herangehensweisen	227
7.5.1 Nacherzählung	228
7.5.2 Interpretation mit den bekannten psychoanalytischen Topoi	228
7.5.3 Einbeziehung ethnopsychoanalytischer, kultur- und ideologiekritischer sowie feministischer Überlegungen.	230
7.5.4 Die Einbeziehung biographischer Details	231
7.5.5 Gegenübertragung als Ausgangspunkt der Interpretation	234
7.5.6 Einbeziehung und eigendynamische Thematisierung der spezifischen kinematographischen Gestaltungsmittel und der filmästhetischen Inszenierungsmöglichkeiten	236
7.6 Zur Technik und Ästhetik des Films	237
7.7 Präsentative Symbolik, Metapher, Metonymie und Prosodie	242
7.8 Zur Veridikalität des Filmgeschehens	243
7.9 Warum eine psychoanalytische Filminterpretation?	243
Literatur	245
Personenregister	278
Sachwortverzeichnis	283

Vorwort zur sechsten Auflage

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches sind fast 25 Jahre vergangen. Dieser Umstand macht es erforderlich, die einzelnen Themenbereiche völlig neu zu gestalten. Bildeten vor einem Vierteljahrhundert die entwicklungspsychologischen Konzepte von Margret Mahler et al. und die Auseinandersetzung mit den Theorien von Heinz Kohut und Otto Kernberg über die Entstehung und Behandlung narzisstischer Störungen wichtige Neuerungen der Psychoanalyse der 1960er- und 1970er-Jahre, so hat sich seitdem eine Vielzahl von Weiterentwicklungen ergeben. Dazu zählen beispielsweise die Existenz eines fruchtbaren Theorienpluralismus, damit verbunden eine größere Offenheit für ein »learning from many psychoanalytic masters«, die Bereitschaft für eine noch stärkere interdisziplinäre Öffnung der Psychoanalyse gegenüber ihren Nachbarwissenschaften – wie dies bereits Freud vorgeschwebt hat, sich aber aufgrund eines unbefriedigenden Stands dieser Wissenschaften oder ihrer z. T. noch zu restriktiven Methoden längere Zeit als nicht lohnenswert herausstellte –, des Weiteren die Auseinandersetzung mit Befunden aus der Kleinkindforschung, der Bindungsforschung, der Gedächtnis- und Emotionsforschung, der Cognitive Science und den Neurowissenschaften, und last, but not least die Berücksichtigung einer psychodynamischen Psychotherapieforschung sowie einer psychodynamischen Grundlagenforschung. Ebenso ergibt sich im Bereich der Angewandten Psychoanalyse ein neuer Schwerpunkt, die psychoanalytische Filminterpretation. Einige dieser Weiterentwicklungen werden in diesem Buch ansatzweise zur Sprache kommen.

Was sich bereits in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als postmoderne Erkenntnishaltung angekündigt hat, das »Ende der großen Geschichten«, prägt auch den Beginn des 21. Jahrhunderts. Es gibt mehr Ungewissheiten als Antworten auf die nach wie vor faszinierenden Fragen, die durch das Forschungsprogramm der Psychoanalyse entstanden sind. Während die einen immer noch einem nomothetischen Ideal nachtrauern, begreifen andere dies als Chance auf ein menschengerechteres Wissen.

Trotz dieser »postmodernen Verunsicherungen«, trotz »Remedizialisierung« und »Neurobiologisierung« vieler psychologischer Fragestellungen hat sich die Psychoanalyse in den zurückliegenden Jahren nicht nur berufs- und wissenschaftspolitisch, sondern auch forschungsmäßig noch stärker konsolidiert. Aufgrund dieses gefestigten Selbstbewusstseins konnte an die Stelle der vormaligen re-

lativen Geschlossenheit ihres weitgehend (nordamerikanischen) ichpsychologischen Paradigmas eine stärkere Theorienkonkurrenz treten. Diese wurde vor allem durch theoretische Modelle angestoßen, die noch stärker auf die interaktionelle und intersubjektive Natur psychischer Vorgänge aufmerksam gemacht haben, ferner durch die Konfrontation mit empirischen Befunden der Kleinkindforschung und schließlich auch noch durch die Auseinandersetzung mit Theorien und Forschungsbefunden aus einschlägigen Nachbar-disziplinen.

Führte eine unsachgemäße und z. T. polemische Kritik in den Medien zu dem eigentümlichen Sachverhalt, dass im Alltagsverständnis vieler Zeitgenossen die Psychoanalyse als wissenschaftlich nahezu erledigt gilt, so wird sie andererseits in informierten Fachkreisen als nach wie vor interessanteste Theorie im human- und sozialwissenschaftlichen Bereich betrachtet und als einziges Therapieverfahren, das langfristige, strukturelle Veränderungen in einem Menschen bewirken kann. Kritik erfuhr die Psychoanalyse aber auch von einigen Philosophen, insbesondere von Adolf Grünbaum (z. B. 1988). Manche Außenstehende haben seine Ausführungen, in denen er der Psychoanalyse nur dann ein Überlebenspotential bescheinigt, wenn sie ihre Hypothesen, die Grünbaum im Unterschied zu Popper durchaus für falsifizierbar hält, einer experimentellen Beweisführung unterzieht, ebenfalls als das Läuten eines Sterbeglöckchens begrüßt, dabei aber Folgendes übersehen: Auch Wissenschaftstheoretiker, die, wie z. B. Grünbaum, alles über einen einheitswissenschaftlichen Leisten schlagen, somit psychoanalytische Sachverhalte *more physico* behandeln wollen, müssen erst einmal die Angemessenheit und Überlegenheit ihres wissenschaftstheoretischen Vorgehens beweisen, was aber in aller Regel nicht geschieht, sondern lediglich behauptet wird.

Die heftige Ablehnung, welche die Psychoanalyse von Journalisten als Meinungsmachern und einigen Philosophen erfährt, hat aber noch ganz andere Gründe als ihre Argumentationen dem gutgläubigen Leser glauben machen wollen: Die ängstigende Macht unbewusster seelischer Vorgänge im Leben jedes einzelnen Menschen, aber auch innerhalb eines kollektiven Ganzen lässt sich damit nicht hinwegklären. Es scheint, als müsse mit der im zurückliegenden Jahrhundert und gerade auch wieder in der Gegenwart immer weniger abweisbaren Macht unbegriffener und nicht kontrollierbarer Vorgänge auch die Heftigkeit der Ablehnung der Psychoanalyse zunehmend stärker werden, vergleichbar einem alternenden Hysteriker, der die Attraktivität seiner früheren, wenngleich auch oftmals nur vermeintlichen Ausstrahlung im Alter durch im-

mer grellere Ausdrucksmittel verzweifelt wieder herzustellen versucht.

Trotz dieser Zurückweisung einer unsachgemäßen Kritik wird aber keineswegs ausgeschlossen, dass es innerhalb der psychoanalytischen scientific community viele Kontroversen, Theorierevisionen und -erweiterungen gibt, wie es sich schließlich auch für eine Disziplin, die trotz ihres mehr als einhundertjährigen Bestehens immer noch als wissenschaftliche Disziplin sehr jung ist, gehört. Von einigen wird in diesem Buch die Rede sein. Zum Zweiten – und darin liegt für mich die nicht zu bestreitende Aktualität der Psychoanalyse – sind viele Menschen angesichts des zurückliegenden Jahrhunderts des Schreckens, ungeheurer Grausamkeiten und des immer deutlicher werdenden Scheiterns grandioser Machbarkeitsvorstellungen bescheidener hinsichtlich der rationalen Kontrollierbarkeit innerer und äußerer Natur geworden. Das veranlasst, auf neue Weise über unsere *conditio humana* nachzudenken. Auch hierzu kann die Psychoanalyse, sofern sie sich nicht nur als Therapie psychisch erkrankter Menschen versteht, einen wichtigen Beitrag leisten.

Zum Schluss möchte ich noch Herrn Dr. Ruprecht Poensgen für die sorgfältige Redigierung des Manuskripts danken.

München, im Herbst 2004

Wolfgang Mertens

1 Psychoanalyse im 21. Jahrhundert: Die zunehmende Wichtigkeit, sich mit methodologischen Fragen interdisziplinärer Forschung auseinander zu setzen, ausgeführt am Beispiel der Psychologie

»Es gehört zu den grotesksten Fehlrepräsentationen der Psychologie, Psychologie mit der Psychoanalyse gleichzusetzen, wie es innerhalb der gebildeten Öffentlichkeit häufig der Fall ist. Tatsächlich gibt es kaum ein Gebiet, das dem Geist akademischer Psychologie konträrer ist als die Psychoanalyse. Die Psychoanalyse steht in einer außerakademischen Tradition und besitzt innerhalb der Psychologie nur eine Art Inseldasein. Wenn sie auch eine permanente Herausforderung für die Psychologie dargestellt hat, so ist sie doch niemals integriert worden ...«, schreibt Städler (1998, S. 1274) im Nachwort zu seinem umfangreichen Lexikon der Psychologie. Zu Recht wehrt sich der Autor gegen eine bei Laien weit verbreitete Auffassung, Psychologie sei mit Psychoanalyse gleichzusetzen.

Woran das Konträre dieser Disziplinen festzumachen ist, lässt sich aus der Sicht der Psychologie mit wenigen Worten feststellen: Psychoanalyse sei unwissenschaftlich, weil in ihr keine Experimente und kontrollierten Beobachtungen zur Hypothesenprüfung stattfänden (was nicht stimmt). Bestenfalls sei sie eine Form geistreicher therapeutischer Praxis, die auf gesunder Menschenkenntnis beruhe, sich jedoch nicht auf gesicherte wissenschaftliche Befunde berufen könne. Dennoch seien ihre Hypothesen für die Psychologie und Sozialwissenschaften mitunter anregend und heuristisch fruchtbar gewesen. Mittlerweile seien aber die meisten »Entdeckungen« der Psychoanalyse ohnehin von der experimentellen Psychologie aufgenommen, weitergeführt und auf ihren wissenschaftlich haltbaren Kern zurechtgestutzt worden. Die Annahme unbewusster Prozesse, von der Psychoanalyse einst als revolutionäre Tat gepriesen, sei längst wissenschaftlich akzeptiert. Aus diesem Grund benötigen Universitätspsychologen nun auch keine psychoanalytischen Anregungen mehr.

Aus der Sicht der Psychoanalyse scheint die Einschätzung der Psychologie hingegen differenzierter zu sein. So wird das Bemühen, eine ursprünglich naturwissenschaftliche Forschungsmethodik un-

besehen auch auf psychologische Gegenstände anzuwenden, unterschiedlich beurteilt; einerseits wird die Berechtigung der experimentellen Methodik für einige grundlagenwissenschaftliche Themen der Psychologie, wie Wahrnehmen, Erinnern, Denken durchaus anerkannt, andererseits wird bedauert, dass durch die laboratoriumsexperimentelle Atomisierung menschlichen Erlebens und durch die lange Zeit vorherrschende Behavioralisierung, die Möglichkeit psychologische Fragestellungen auf tiefgründige und ganzheitliche Weise zu erforschen, zwangsläufig verfehlt werden muss. Auch wenn man grundlagenwissenschaftlicher Forschung zugestehen sollte, dass sie nicht sofort praktisch umsetzbar ist, so muss dennoch das Problem diskutiert werden, dass oftmals die – klassischen naturwissenschaftlichen Standards nachempfundene – Maximierung der Zuverlässigkeit der Messungen um den Preis von konzeptueller Flachheit und einem überholten Baconschen Ideal von Variablenisolierung erkaufte wurde. Holistisches Denken hat erst neuerdings einen Platz unter den Stichworten Emergenz, Autopoiese, dynamische Systemtheorie eingeräumt bekommen. Unter dem Einfluss des szientistischen Primats werden aber immer noch komplexere Forschungsthemen auf zu einfache, operationalisierbare Variablenzusammenhänge oder Fragebogenitems reduziert. Die Geschichtlichkeit des Menschen wird auf einige critical incidents in einer bewusstseinspsychologisch abfragbaren Anamnese reduziert. Schwerwiegender noch ist die Einschätzung, dass die kognitive Psychologie sich zwar wieder mit mentalen Daten beschäftigen darf, wenn zumeist auch nur unter der methodisch restriktiven Perspektive von beobachtbaren Variablen oder Fragebogenitems, dass sie aber immer noch unter dem Diktat der klassischen Vermögenspsychologie steht, kognitive Prozesse nahezu völlig getrennt von emotionalen und motivationalen Vorgängen studieren zu müssen. Wenn Kognition als derjenige Vorgang definiert wird, durch die der sensorische Input umgesetzt, reduziert, weiterverarbeitet, gespeichert und wieder abgerufen wird, dann wird dadurch eine nahezu artifizielle Wahrnehmungs- und Kodierungsperspektive konstruiert, die psychoanalytisch als klinisches Abwehrphänomen der Affektisolierung oder Intellektualisierung charakterisiert wird.

Neuerdings wird nun aber in verschiedenen Bereichen der modernen Psychologie, wie z. B. in der sozialen Kognitionsforschung, diese Ausklammerung rückgängig gemacht, wodurch die Psychologie endlich lebensnäher wird. Und seitdem das Thema unbewusster mentaler Prozesse durch die kognitive Revolution in der Psychologie methodisch erstmals wieder salonfähig wurde, findet auch eine

stillschweigende Annäherung an psychoanalytische Konzepte unter anderen Bezeichnungen in diversen Bereichen der kognitiven Psychologie statt. Wenn sich damit herausstellen sollte, dass sich die meisten Grundannahmen der Psychoanalyse auf sinnvolle Weise auch mit empirischen Forschungsmethoden halbwegs beweisen lassen, kann man sich als Psychoanalytiker darüber nur freuen (vgl. Westen, 1998 a,b, 1999). Von daher ist zu wünschen, dass sich Psychoanalyse und Psychologie in den nächsten Jahren einander weiter annähern werden, wodurch die Psychologie ihre Lebensferne verlieren und die Psychoanalyse ihr Inseldasein aufgeben könnte. Aber der Gang der Wissenschaft ist bekanntlich nicht nur durch engagierte interdisziplinäre Diskurse und eifrige Falsifizierungsbemühungen gekennzeichnet, sondern wird auch von berufspolitischen Interessen, weltanschaulichen Moden und den Charakteren der an diesem Geschäft beteiligten Forscher bestimmt.

Diese kurze Gegenüberstellung von Psychologie und Psychoanalyse sollte die hauptsächlich methodologischen Unterschiede zwischen diesen beiden Disziplinen beleuchten. Sie sollte aber auch der Hoffnung Ausdruck geben, dass nach einer kognitiven Revolution, die in der Psychologie eine behavioristische Forschungstradition allmählich überwinden hilft, eine Annäherung an psychoanalytische Denkweisen leichter fallen wird, dass aber andererseits Psychoanalytiker sich auch aufgeschlossener für Theorien und Befunde aus der modernen Kognitionspsychologie und den Cognitive Sciences zeigen werden. Denn diese haben auf die Ablehnung der Psychoanalyse seitens der akademischen Psychologie häufig dergestalt reagiert, dass sie sich für die Weiterentwicklung dieser Disziplinen kaum noch interessierten, ja sie häufig gar nicht mehr zur Kenntnis genommen haben. Wie aber Überlegungen und Konzeptualisierungen von Kollegen zeigen, die nicht diese »Fremdenangst« aufweisen (z. B. Marianne Leuzinger-Bohleber, Rainer Krause, Ulrich Moser, Joseph Sandler, Drew Westen), ermöglicht der interdisziplinäre Dialog eine Vertiefung des Wissens und neue Perspektiven auf den jeweiligen Forschungsgegenstand – sofern man bereit ist, voneinander zu lernen und sich auf unterschiedliche Epistemologien einzulassen. Die methodologisch bedingte Engführung der jeweiligen Gegenstandsbetrachtungen könnte für den gewissen Stillstand, der in beiden Bereichen trotz ungeheurer Ideenproliferation existiert, verantwortlich gemacht werden. Viele Theorien der akademischen Psychologie wirken trotz des großen methodischen und statistischen Aufwandes, der zu ihrer Beweisführung betrieben wird, etwas wirklichkeitsfremd und »verkopft«, so als würden wichtige Bereiche des menschlichen Erlebens und Handelns darin

nicht zur Sprache kommen. Klinisch psychoanalytischen Aufschlüssen fehlt hingegen zunehmend eine präzisere Auflösungsge-nauigkeit aufgrund zu wenig theoretisch differenzierter und zu-gleich auch vergleichbarer und intersubjektiv mitteil- und diskutier-barer Daten. Könnten also nicht experimentelle Forscher aus der Kognitionspsychologie bzw. den Cognitive Sciences von den psy-choanalytischen Klinikern und Forschern lernen und vice versa? Dass diese Hoffnung nicht gänzlich utopisch zu sein braucht, be-weisen z. B. die Arbeiten von Ulrich Moser (z. B. 2001) oder von Marianne Leuzinger-Bohleber und Rolf Pfeifer (1998, 2002).

Dabei scheint das Problem der Methodenangemessenheit, das man angesichts empirischer Überprüfungen der Psychoanalyse durch Nichtpsychoanalytiker häufig dahingehend kommentierte, dass hierbei ein Blinder den Schlüssel unter der Laterne sucht, nicht weil er ihn an diesem Ort verloren hat, sondern weil es dort hell ist, immer noch eine gewisse Rolle zu spielen.

Wer sich nämlich ängstlich ausschließlich am Leitseil experi-menteller Absicherung und möglichst hoher Reliabilitätskoeffizien-ten in Fragebogenuntersuchungen zu gehen traut, weil er rechts und links einen tiefen Abgrund befürchtet, muss sich tatsächlich die Frage gefallen lassen, ob ihm nicht viele andere Wege dadurch ver-schlossen bleiben und ob er jemals überhaupt am gewünschten Ziel ankommen wird. Die Einschätzung des Ethnopsychanalytikers George Devereux (1976), dass es zwischen der Wahl einer Methode und dem Wunsch, Angst zu minimieren – und sei es auch nur die »proximale« Angst, den Habilitationskriterien nicht zu genügen oder nicht in einer Fachzeitschrift mit hohem Impact veröffentli-chen zu können –, ist wohl immer noch bedenkenswert. Wenn man diese Angst auch bezüglich ihrer »distalen« Bedingungen reflektiert, könnte man zu der Hypothese gelangen, dass dies auch mit einer als cartesianischen Angst bezeichneten Syndromatik zu tun haben kann (vgl. Böhme, 1980). Faktisch ist die Mainstream-Psychologie zwar karrieresichernd, hat dafür aber nur sehr selten wirklich innovative, ideologiekritische und politisch mutige Fragestellungen aufgegrif-fen und beforscht. Rationalisiert wurde dies mit dem Ethos der Grundlagenforschung, die sich nicht um Anwendung, Verwertung und Weggeben der Psychologie zu kümmern bräuchte.

Psychoanalytiker haben daran festgehalten, dass man nicht we-gen des Arguments notwendiger nomothetischer Grundlagenfor-schung wichtige erklärungsbedürftige Phänomene trivialisieren dürfe (z. B. Eagle, 1998). Wenn nomothetische Forschung einen komplexen humanwissenschaftlichen Sachverhalt der Methodik zuliebe auf wenige Variablen schrumpfen lässt, dann muss in der

Tat die Frage erlaubt sein, ob eine dekontextualisierende Nomothetik im Bereich der Humanwissenschaften überhaupt noch ein anstrebenswertes Forschungsziel darstellen kann.

Es macht deshalb Hoffnung, dass auch in der akademischen Psychologie allmählich die Überzeugung Einzug hält, dass – vielleicht abgesehen von einigen basalen wahrnehmungs- und lernpsychologischen Gesetzmäßigkeiten – ein nomothetisches Forschungsprogramm zu grobmaschig ist, der Geltungsbereich nahezu immer überschätzt wird, und die Suche nach kontextualisierenden und modifizierenden Bedingungen zur unabweisbaren Pflicht und zur unendlichen Geschichte wird. Aus diesem Grund verwundert es nicht, dass sogar für psychophysiologische Fragestellungen das idiographische Vorgehen wieder mehr und mehr eingesetzt wird, »wenn auch bisweilen noch recht verschämt und verbrämt mit allerlei ›Einleitungs- und Nachwort-Nomothetischem« (Städler, 1998, S. 1279). Erleichtert wird dieser sich in der Gegenwart zeigende »Trend zum Idiographischen« für – sich zumeist als Naturwissenschaftler begreifende – Psychologen durch die Erkenntnis, dass das Nomothetische keineswegs notwendigerweise mit einer naturwissenschaftlichen Forschungslogik und das idiographische Vorgehen mit einer geisteswissenschaftlichen Methodik verbunden sein müssen (vgl. Städler, a.a.O.). Insgesamt scheint erfreulicherweise die Einsicht zugenommen zu haben, dass das auch für die Psychologie lange Zeit erkenntnisbestimmende Baconsche Ideal der Variablenreduktion einer Auffassung weichen sollte, in der die Komplexität und Kontextualität der Wirklichkeit Berücksichtigung finden und damit auch genügend Raum und vor allem auch Neugierde für Einzelercheinungen gegeben sind. Noch scheint aber die Kognitionswissenschaft von ihrer Methodik her unzureichend dafür gerüstet zu sein, individuelle Bedeutungen, insbesondere in ihren vor- und unbewussten Zusammenhängen, erfassen zu können. Erstaunlicherweise scheint es aber auch hier einen Neubeginn zu geben: In anderen Begrifflichkeiten verpackt, wie z. B. als Methode der Protokollanalyse, taucht nun die freudsche Methode der freien Assoziation in naturalistischen Designs von Kognitionswissenschaftlern wieder auf (vgl. Bucci, 2000).

Insbesondere in dem Kapitel über eine neue Metapsychologie für die Psychoanalyse wird dafür plädiert werden, die Ressourcen in den Disziplinen Psychoanalyse und kognitive Psychologie bzw. Cognitive Sciences synergistisch zu nutzen (vgl. hierzu z. B. Bucci, 1997; Horowitz, 1982, 1991; Weinberger und Weiss, 1997; Bornstein, 1999; Westen und Gabbard, 2002 a,b). Beide Disziplinen stellen einflussreiche Denk- und Forschungstraditionen dar. Beide Dis-

ziplinen sind davon überzeugt, dass eine umfassende Betrachtung psychischer Phänomene nicht ohne ausdrückliche Berücksichtigung unbewusster/nichtbewusster Prozesse vonstatten gehen kann. Während sich die Psychoanalyse von Beginn an intensiv mit emotionalen Phänomenen beschäftigt, wie sie jedermann aus dem Alltag kennt, und ein reichhaltiges klinisches Wissen entwickelt hat, blieb die Kognitionswissenschaft noch bis vor kurzem ein auf rationale und kognitive Phänomene beschränkter Forschungsbereich, der dafür aber mit intelligenten experimentellen Designs aufschlussreiche Befunde über implizite Wahrnehmung, Erinnerungs- und Denkprozesse zutage gefördert hat. Vieles von dem, was Freud und nachfolgende Psychoanalytiker-Generationen über die Wirkmächtigkeit unbewusster Vorstellungen kraft klinischer Beobachtungen und Interpretationen an Hypothesen aufgestellt haben, wird nicht nur von der kognitions- und sozialpsychologischen Forschung mittlerweile bestätigt (z. B. Westen, 1998 a,b, 1999; Bornstein und Masling, 1998), sondern auch von der Neurobiologie (Roth, 2001, 2003 a,b). Eine Synopsis von Ergebnissen der mit unterschiedlichen Methoden gewonnenen »Daten« sollte deshalb nicht an der Borniertheit fragwürdiger und z. T. bereits veralteter wissenschaftstheoretischer Vorgaben oder berufspolitisch bedingter Berührungängste scheitern.

Was ließe einem Nicht-Psychoanalytiker die Psychoanalyse annehmbarer werden? Man könnte sich an einer Anekdote von Gerald Edelman (1995) orientieren, dem ursprünglichen Immunologen und späteren Neurowissenschaftler. In einem Gespräch mit seinem Freund, dem Molekularbiologen Jacques Monod, in dem dieser behauptete, Freud sei unwissenschaftlich, wenn nicht sogar ein Scharlatan gewesen, hielt Edelman dagegen, dass Freud in seinen Augen ein großer intellektueller Wegbereiter gewesen sei. Monod antwortete darauf: »Ich kenne meine Beweggründe vollständig und bin für meine Handlungen voll verantwortlich. Sie sind alle bewusst.« Edelman erwiderte schlagfertig und mit einem einfühlsamen Verständnis für die Abwehr seines Freundes: »Jacques, sieh es doch mal so: Alles, was Freud sagte, gilt für mich und nichts davon für dich.« Monod antwortete: »Genau, lieber Freund.«

Aus psychoanalytischer Sicht muss man Widerstände auch gelten lassen können. Lesen Sie also nicht weiter, wenn Sie der Auffassung sind, psychoanalytische Erkenntnisse könnten vielleicht auch auf Sie zutreffen. Die Folgen für Ihr Selbstwertgefühl wären nicht abzusehen. Lesen Sie aber ruhig weiter, wenn Sie glauben, dass alles für Ihren Ehepartner, Ihren Freund oder Ihre Freundin, Ihren Professor oder Ihre Chefin zutrifft.

Vielleicht ist dieses Buch aber ohnehin keine Lektüre für Nicht-Psychoanalytiker, und ich beabsichtige auch nicht, eine Einführung in das psychoanalytische Denken zu verfassen, von denen es mittlerweile genügend gibt (z. B. Kutter, 2000). Vielmehr geht es mir in etwas vertiefter Sicht um die Darstellung, wie sich verschiedene Themen innerhalb der Psychoanalyse in den zurückliegenden 25 Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage nach meinem Verständnis verändert haben. Dies kann ich selbstverständlich nur in winzigen Ausschnitten tun und ich kann in diesem Band deshalb auch nur einige Kapitel aufgreifen: So einige Überlegungen zu einer veränderten Metapsychologie (Kap. 2), einen Überblick über psychoanalytische Entwicklungsmodelle (Kap. 3), eine Darstellung von Konzepten aus der allgemeinen psychoanalytischen Krankheitslehre und ihrer Weiterentwicklung aufgrund interdisziplinärer Befunde (Kap. 4), eine phänomenologische Darstellung klinisch relevanter Selbstwertstörungen (Kap. 5), einen behandlungstechnischen Abriss, wie sich die Übertragungsbeziehung als ein zentrales Wirkgeschehen in psychoanalytischen Therapien (aber nicht nur in diesen) aus heutiger Sicht konzeptualisieren lässt (Kap. 6), und schließlich eine in den letzten Jahren erfreulich expandierte Anwendung der Psychoanalyse, die psychoanalytische Filminterpretation (Kap. 7).

Es geht mir zwar um die Anschlussfähigkeit psychoanalytischer Diskurse an interdisziplinäre Auseinandersetzungen, aber nicht unbedingt an universitäre Diskurse, sofern man unter diesen immer noch ausschließlich die Herstellung empirisch positivistisch überprüfbarer Hypothesen verstehen sollte, mit dem Ziel ihrer größtmöglichen Verallgemeinerbarkeit. Zwar sollte Psychoanalyse die Grenzen ihrer eigenen Disziplin durchaus selbstkritisch reflektieren können, aber darum nicht ihren Wesenskern aufgeben müssen. Andererseits benötigt die heute kaum noch zu überblickende Vielfalt psychoanalytischer Termini und Theorieansätze dringend eine konzeptuelle Analyse und Ordnung. Einen kleinen Beitrag hierzu soll das vorliegende Buch leisten.

2 Psychoanalytische Metapsychologie: Einige Gedanken zum Gegenstand der Psychoanalyse und zu ihren grundlagentheoretischen Perspektiven

Im Unterschied zur lange Zeit vorherrschenden behavioristischen Psychologie, die ihre Forschungsperspektive auf ausschließlich beobachtbares Verhalten eingeschränkt oder den Menschen auf den Rezipienten äußerer Stimuli reduziert hatte, beschäftigt sich die Psychoanalyse vor allem mit der inneren Welt des Menschen, mit Vorstellungen, Wünschen, Phantasien und Begierden, die sich aufgrund der Wechselwirkung von innerer und äußerer Welt ergeben. Und im Gegensatz zur derzeitigen kognitiven Psychologie schränkt die Psychoanalyse deren Rationalismus ein: Der Primat der Ratio und die Autonomie des Subjekts, vor allem die in Teilen immer noch vorhandene Überschätzung des Bewusstseins und die Vernachlässigung unbewusster Handlungsgründe gelten ihr als widerlegt. Aber deswegen vertritt sie keinen Irrationalismus oder verachtet gar vernünftiges Denken und Handeln. Im Gegenteil: Die Psychoanalyse ist aus dem Geist der Aufklärung entstanden. Das Kantische »sapere aude« wird bei Freud zu der Stimme des Intellekts, die nicht ruht, »ehe sie sich Gehör verschafft hat«. Aber Freud ist realistischer als Kant, insofern er darum weiß, dass diese Stimme in aller Regel leise ist und sehr rasch auch wieder verstummen kann. So ist die Neigung, das erreichte kulturelle Niveau wieder rückgängig zu machen und sich der Affektkontrolle aufgrund von Wunschdenken partiell zu entledigen und relativ unzivilisierten Emotionen und triebhaften Impulsen freien Lauf zu lassen, z. B. gegenüber dem Fremden, dem als Sündenbock deklarierten oder gegenüber dem nicht konform Denkenden oder Glaubenden, eine unübersehbare Tendenz im Menschen. Diese regressive, stark dem Lustprinzip verpflichtete Neigung, gehört nach Freud zwar zur *conditio humana*, ist aber dennoch abhängig von der Gesellschaft, in der ein Individuum sozialisiert wird. Wenn die Sublimationsleistungen zu drastisch und zu wenig der menschlichen Natur gemäß eingefordert werden, nimmt das Unbehagen an der Kultur zu, und die antrainierte Zivilisiertheit droht unter Belastungen umso rascher zu dekomensieren. Die Aufklärung ist somit eine mühselige und immer wieder von Rückschritten bedrohte Leistung, aber es gibt nach Freud auch keine Alternative dazu.

Während sich in der modernen Psychologie eher der optimistische, aber auch naive Kantsche Aufklärungsrationalismus durchgesetzt hat – bis vor kurzem wurden die Kognitionen noch von den Antrieben und Emotionen getrennt behandelt –, betonte die Psychoanalyse von Beginn an das »Andere der Vernunft«: den menschlichen Leib, die Phantasie, das Begehren, die Gefühle (vgl. Böhme und Böhme, 1983). Während die Psychologie davon ausgegangen ist, dass dieses Andere der Vernunft, wenn ihm überhaupt Beachtung geschenkt wurde, nur eine marginale Rolle spielt, lässt sich bei Freud keine menschliche Wahrnehmungs- und Denkleistung vorstellen, die nicht die biographischen Spuren des Leiblichen und des Triebhaften trägt. Das alles vermögende Vernunftsubjekt bleibt eher Wunsch oder gar eine grandiose Fiktion, und ein Blick auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts lehrt auf schmerzhaft Weise, wie wenig stringent der Zusammenhang zwischen rationalem und moralischem Wissen und Handeln ist.

Die psychoanalytische Perspektive studiert den Menschen zwar in seiner lebensgeschichtlichen Entwicklung, aber sie sieht ihn deswegen nicht als determiniert durch sein Schicksal an. Im Gegenteil, es ist ihm aufgegeben, sich mit solchen Handlungen auseinander zu setzen, die ihm und seinen Mitmenschen übermäßiges Leid verursachen. Denn unter dem Druck seiner neurotischen Tendenzen muss er diese immer wieder agieren, d. h. Verhaltensweisen ausführen, bei denen er sich als unfrei und getrieben erlebt. Erst das Erkennen der unbewussten Handlungsgründe und die mit vielen Gefühlen und Erschütterungen einhergehende Durcharbeitung der zugrunde liegenden Konflikte und Traumata, gibt ihm eine bewusste Verfügungsmacht über seine Handlungen zurück und verschafft ihm auch mehr Autonomie gegenüber solchen gesellschaftlichen Anforderungen, die er zwar als unsinnig erlebt, denen er sich aber bislang nicht entziehen zu können glaubte.

Aufgrund des angedeuteten Menschenbildes stellt der psychoanalytische Umgang mit einem Problembereich erhebliche konzeptuelle und diagnostische Anforderungen. Gegenwärtiges Erleben und Handlungen müssen vor dem Hintergrund des bisher erfahrenen Lebenszusammenhanges eines Menschen studiert werden. Die biographische Dimension wird nur angemessen erfasst, wenn auch die kulturellen und geschichtlichen Faktoren, in der die Sozialisation des Betreffenden stattgefunden hat, berücksichtigt werden. Und ebenso müssen bei der Anpassung an die gegenwärtige Realität die jeweiligen Gegebenheiten der Lebenswelt einbezogen werden. Die Äußerungen und Erzählungen einer Person sind dabei nur bedingt Indikatoren für das tatsächlich Erlebte, weil sie in unter-

schiedlichem Ausmaß von Selbsttäuschungen durchzogen sind. Denn das Selbstverständnis eines Menschen geht nicht in seiner rationalen Einschätzung auf, sondern ist auch von unbewussten emotionalen und körperlichen Prozessen bestimmt, die individuelle Verdrängungen, aber auch gesellschaftliche Ideologien und Herrschaftsdiskurse widerspiegeln, die gleichsam schon mit der Muttermilch eingesogen worden sind.

Es wird deutlich, dass zur Erfassung dieses komplexen Wirkgefüges nicht eine einzelne Methode oder gar allein das Experiment dienlich sein kann. Vielmehr gilt es bei einem zu erforschenden Problem erst einmal den Phänomenbereich nach den zuvor genannten Forschungsperspektiven so differenziert wie nur möglich zu beschreiben. In einem zweiten Schritt kommen neben der teilnehmenden Beobachtung, dem semi- bis unstrukturierten Interview vor allem die Introspektion sowohl des Forschers als auch des Beforschten zum Zuge. Denn die ängstliche Ausklammerung dieser Methode aus der Psychologie des 20. Jahrhunderts hat zu den merkwürdigsten »Gegenstandsbestimmungen« des Menschen geführt, von denen die bekannteste die des fernmeldetechnischen Black Box-Modells war, bei dem nur noch der In- und Output ausgezählt werden durften. Weil die Introspektion fehlerhaft ist, hat sie der methodologische Behaviorist über Bord geworfen; dabei hat sich die in den ersten sechzig bis siebzig Jahren des 20. Jahrhunderts vorherrschende Psychologie aber auch eines der ergiebigsten Forschungsinstrumente entledigt, um welche die Psychologen von vielen anderen Wissenschaften beneidet werden.

Statt die Methoden der Physik nachzuahmen, setzte die Psychoanalyse dem empiristischen Ideal »Von uns selbst aber schweigen wir«, d. h., wir versuchen die Subjektivität des Forschers als Fehlerquelle radikal zu eliminieren (vgl. Rauschenbach, 1996), ein »Von uns selbst aber reden wir« entgegen: Der psychoanalytische Forscher erfasst die in ihm angesprochenen Gefühle und Gedanken introspektiv und setzt sie zu dem von seinem Gegenüber geäußerten Sprachlichen und Nichtsprachlichen in Beziehung. Die psychoanalytische Methodologie bemüht jedoch nicht allein die Methode des Fremdverstehens via Introspektion und stellvertretender Introspektion des Forschers anhand der introspektiven Selbstaussagen der zu beforschenden Person, sondern geht über eine lediglich verstehende Methode noch hinaus. Ihre tiefenhermeneutische Methodologie ist eine am szenischen Verstehen ausgerichtete Methode. Diese macht vor allem von der introspektiven Erfassung der unbewusst angesonnenen Rollenerwartungen des Gegenübers Gebrauch, die manchmal quer zu dem bewusst intendierten Inhalt der Rede stehen

können. Dabei muss auch der analytische Forscher Widerstände überwinden, die aus einer Neigung zum vorschnellen Verstehen wollen, zum Konfliktausgleich oder aus einem Verleugnen dunkler und tragischer Seiten entstehen, die mit dem eigenen Selbstbild nicht vereinbar sind u. a. m. Auch die selbstanalytische Kompetenz bleibt selbstverständlich täuschungsanfällig, und das psychoanalytische Verstehen des Fremdseelischen und kultureller Erzeugnisse ist ein langwieriger und mühseliger Prozess. Aber gegenüber dem imperativen Anspruch lediglich experimenteller oder Fragebögen auszählender Methoden einer sich als wissenschaftlich verstehenden Psychologie wird hierbei dem zu erforschenden Menschen mehr Einfühlung zuteil. Psychoanalytische Forschung gibt dem Menschen seine Würde zurück, weil sie damit Ernst macht, dass Menschen phantasiebegabte, begehrende, liebende und hassende Wesen sind, die von der Kultur, in der sie aufgewachsen sind, auf vielfältige Weise geformt sind, sich aufgrund von Scham- und Schuldgefühlen zwar über sich selbst täuschen können, aber auch wissen, dass letztlich nur ein wahrhaftiges und sinnerfülltes Leben glücklich machen kann. Nicht nur Aberglauben, Ideologien und falsche Vertröstungen, sondern auch die individuellen und kollektiven Selbsttäuschungen sind deshalb die vorrangigen Forschungsthemen der Psychoanalyse, um hiermit zu einer Emanzipation von immer erneut entstehenden Abhängigkeiten im Zusammenleben von Menschen, Gruppen oder Nationen beitragen zu können.

Kritiker der Psychoanalyse haben ihr entweder die Unmöglichkeit der Falsifizierung ihrer Hypothesen (z. B. Karl Popper) oder die noch nicht ausreichend empirisch positivistische Überprüfung ihrer durchaus explizierbaren Hypothesen vorgeworfen (z. B. Adolf Grünbaum). Die zuletzt genannte Einschätzung spiegelt jedoch die Einseitigkeit einer wissenschaftstheoretischen Position wider, deren szientistische Methodologie, d. h., alle psychologischen Forschungsthemen müssen mit derselben Methodik wie in den Naturwissenschaften untersucht werden, gerade nicht der erkenntnistheoretischen Position der Psychoanalyse entspricht. Dies schließt aber keineswegs aus, dass vereinzelt Hypothesen auch mit herkömmlichen psychometrischen Methoden überprüft, wie z. B. in der psychoanalytischen Psychotherapieforschung, oder dass auch Experimente durchgeführt werden können, wie z. B. in der subliminalen Forschung über Wahrnehmung und Abwehr oder in der psychoanalytischen Emotions- oder Traumforschung. Auch das »behavior« kann in sorgfältigen Beobachtungsstudien erfasst werden, solange diese mit Methoden zur Wahrnehmung der inneren Welt eine methodische Triangulation erfahren.

Nach diesen einleitenden Überlegungen wollen wir uns nun der Frage zuwenden, welche Veränderungen in denjenigen Modellvorstellungen stattgefunden haben, die über ausschließlich klinische Beobachtungen und Theorien hinausführen. Praktizierende Psychoanalytiker sind zwar in erster Linie an behandlingstechnischen Fragestellungen und Problemlösungen interessiert, doch sind diese nicht unabhängig von theoretischen Annahmen. Manche Praktiker halten jede Art von theoretischer Überlegung für überflüssig, die über die klinische Betrachtungsebene hinausführt. Häufig hat dies mit der Unlust zu tun, sich über das reine Tagesgeschäft hinaus auch noch mit als trocken empfundenen Theorien abplagen zu müssen. »Ich bin doch kein Theoretiker«, oder »das überlasse ich anderen, die an so etwas Gefallen finden«, sind Argumente, die man dann gelegentlich zu hören bekommt. Dabei wird aber übersehen, dass so gut wie alle klinischen Konzepte von theoretischen Prämissen ausgehen, die jenseits der klinischen Intuition angesiedelt sind, diese aber dennoch in einem unbestimmt großen Ausmaß durchdringen. Freud hatte für diesen theoretischen Hintergrund den Begriff der Metapsychologie gewählt. Bleibt diese metapsychologische Ebene unberücksichtigt und unreflektiert, fließen in die klinische Arbeit unbemerkt theoretische Versatzstücke und alltagspsychologisches Wissen in einem derartigen Umfang ein, dass gelegentlich merkwürdige Begründungen für das eigene Tun entstehen. Dann hat sich ein konzeptuelles *Anything goes* an die Stelle einer zumindest ansatzweise rekonstruier- und begründbaren Vorgehensweise gesetzt – ein Zustand, den viele Psychoanalytiker der Gegenwart bedauern.

2.1 Metapsychologie – ungeliebt und dennoch unverzichtbar

Die Entwicklung der Psychoanalyse geschieht in Wechselwirkung von Professionswissen, Theorie und empirischer Forschung. Vor allem die Auseinandersetzung innerhalb der einzelnen psychoanalytischen Richtungen und Modellvorstellungen vom Psychischen, aber auch die Auseinandersetzung und der Dialog mit den Nachbarwissenschaften, sich verändernde methodologische und erkenntnistheoretische Auffassungen und in zunehmendem Maße auch Befunde und Schlussfolgerungen aus der Grundlagen- sowie der Psychotherapieforschung haben in den letzten Jahren Auswirkungen auf die psychoanalytische Praxis gehabt. Angefangen von der Diag-

nostik, über Inhalte der Allgemeinen und Speziellen Krankheitslehre, über für die Psychoanalyse so fundamentale Leitkonzepte wie Abstinenz, Übertragung, Gegenübertragung, Widerstand, Durcharbeiten bleibt von diesem lebendigen Prozess der Auseinandersetzung kein Wissensbestandteil unberührt. Vor allem die Erkenntnis, wie zentral unbewusste Prozesse der Wahrnehmung, der unbewussten emotionalen Kommunikation und unterschiedliche Gedächtnissysteme für entwicklungspsychologische, persönlichkeitspsychologische, klinische und behandlingstechnische Auffassungen sind, führt zu neuen Sichtweisen auch im praktischen klinischen Vorgehen. Im Folgenden werde ich deshalb zunächst die wichtigsten Änderungen in den metapsychologischen Gesichtspunkten der Psychoanalyse skizzieren, die sich aufgrund des Professionswissens praktizierender Psychoanalytiker, der Grundlagenforschung und der Auseinandersetzung in den verschiedensten Dialogfeldern mit einschlägigen Nachbarwissenschaften ergeben haben.

»Solche und ähnliche Vorstellungen gehören zu einem spekulativen Überbau der Psychoanalyse, von dem jedes Stück ohne Schaden und Bedauern geopfert oder ausgetauscht werden kann, sobald eine Unzulänglichkeit erwiesen ist« (Freud, 1925, S. 58).

2.2 Zur Notwendigkeit einer (Meta-)Theorie in der Psychoanalyse

Bereits in den 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte sich innerhalb der Psychoanalyse eine erhebliche Kritik an dem theoretischen Fundament der Psychoanalyse angesammelt (siehe Mertens, 1981 a), die vor allem in einem immer größeren Unbehagen an der klassischen Triebtheorie mit ihrem Energieabfuhr-Modell gipfelte. An die Stelle einer in den Augen der Kritiker eher biologistischen, die soziokulturelle Umwelt und die Sozialisationseinflüsse nicht ausreichend beachtenden, »Ein-Körper-Psychoanalyse« rückte – nicht zuletzt auch vorangetrieben durch die britischen Objektbeziehungstheorien – die Auffassung, dass die Beziehung eines Kindes zu seinen Eltern wichtiger sei als das Streben nach Triebabfuhr mittels eines letztlich als unpersönlich gedachten Triebobjektes. Dass psychologisch bedeutungsvolle Erfahrungen und Zuschreibungen in einem komplexen familialen Interaktions- und Kommunikationsfeld verbal und nonverbal entstehen, schien den Kritikern der Me-

tapsychologie nicht länger mit energetischen und ökonomischen Postulaten vereinbar zu sein. Mit dieser Kritik verband sich vor allem die Ablehnung der herkömmlichen Metapsychologie, die als erfahrungsfern und in ihren grundlegenden Prämissen als zu einseitig naturwissenschaftlich eingeschätzt wurde.

Die Metapsychologie der Psychoanalyse stellt nach landläufigem Verständnis die höchste Ebene psychoanalytischer Theorienbildung dar. Viele psychoanalytische Forscher waren und sind der Ansicht, dass man mithilfe der Metapsychologie die Arbeitsweise und das Funktionieren psychischen Erlebens und Verhaltens erklären könne. Sie berufen sich dabei auf Freud, der die Ansicht vertreten hatte, dass jede psychoanalytische Betrachtung des Seelenlebens nach drei metatheoretischen Gesichtspunkten vonstatten zu gehen habe (vgl. z. B. 1926); nach dem dynamischen, ökonomischen und topischen Gesichtspunkt. Der dynamische Gesichtspunkt thematisiert die Existenz und Wirkungsweise seelischer Kräfte und ihrer Repräsentanzen im Psychischen; der ökonomische Gesichtspunkt versucht, die Frage nach der Wirkungsweise seelischer Energien, der Art und Weise ihrer Verteilung zu beantworten (die wichtigsten der von Freud formulierten Energieverteilungsprinzipien sind das Lust-Unlust- und Realitätsprinzip); der topische Gesichtspunkt beinhaltet eine Modellvorstellung über die Differenzierung des psychischen Apparats in eine Anzahl von Systemen mit verschiedenen Eigenschaften und Funktionen (z. B. die Systeme Unbewusst, Vorbewusst und Bewusst).

Die klinische Praxis benötige hauptsächlich eine Theorie der (Tiefen-)Hermeneutik und keinen von der Praxis losgelösten abstrakten Überbau, der in einer an die klassische Physik angelehnten Terminologie formuliert sei. Die breit einsetzende hermeneutische Gegenbewegung dominierte für einige Jahre v.a. in der amerikanischen Psychoanalyse, und Schafers (1976) Handlungssprache wurde zum Prototyp einer neuen narrativ und hermeneutisch konzipierten klinischen Theorie in der Psychoanalyse. Auch die Kohutianer, die Interpersonalisten, die Intersubjektivisten, die Narrativisten, konzentrierten sich überwiegend auf die klinische Praxis und gaben mit ihrer Ablehnung der klassischen freudschen Metapsychologie das Bestreben amerikanischer Ich-Psychologen auf, eine theoretische Alternative zu schaffen, die aus der Psychoanalyse nicht nur eine klinische Theorie, sondern eine generelle Theorie hätte machen können. Es wurde bei der Verabschiedung der Metapsychologie jedoch zu wenig berücksichtigt, dass die klinischen Hypothesen ständig von Modellannahmen über unbewusste Vorgänge in grundlegenden mentalen Bereichen, über Ent-

wicklung und Persönlichkeit beeinflusst sind. Dieser Umstand einer Beeinflussung besagt aber nicht, dass zwischen grundlagenwissenschaftlichen Theorien und klinischen Hypothesen ein logisches Ableitungsverhältnis besteht.

Rapaports Skizze *Die Struktur der psychoanalytischen Theorie. Versuch einer Systematik* (1960) war der letzte umfassende Versuch einer Systematisierung der psychoanalytischen Theorie. Allerdings wurde gerade diese Reformulierung und Erweiterung der ursprünglichen freudschen Metapsychologie zur Zielscheibe der Kritik aus den eigenen Reihen (vgl. Mertens, 1981 a). Abgesehen von den bekannten Arbeiten von Alfred Lorenzer (1970 a, b, 1972, 1973), gab es dann erst wieder in den 1990er-Jahren Versuche, eine umfassende und stringent konzeptualisierte neue Metapsychologie zu begründen, z. B. von Cordelia Schmidt-Hellerau (1995; kritisch dazu Thomä, 2003) und von Friedrich-Wilhelm Deneke (1999).

Lorenzers Ansatz war ein konsequenter Versuch, eine materialistische Sozialisationstheorie zu begründen. Sie weist in ihren abstrakten Bestimmungen große Ähnlichkeit mit modernen Konzeptualisierungen eines interaktiv kompetenten Kleinkindes dar. Schmidt-Helleraus umfangreiche Arbeit knüpft an die freudsche triebpsychologische Denkweise an, führt aber das Konzept der Lethe zusätzlich ein. Denekes Rekonzeptualisierung stellt die deutlichste Weiterentwicklung der freudschen Postulate in einer zeitgenössischen Terminologie dar unter Beachtung einer externalen Kohärenz mit neurowissenschaftlichen Befunden.

Ohne eine präzise und konsistente metapsychologische Fundierung bleibt die Psychoanalyse den wechselnden Moden verschiedener klinischer – Ismen und sog. Schulen ausgeliefert, die immer wieder neue Regeln der klinischen Umgangsweise und Interpretation entwerfen, ohne diese aus einer Theorie stringent ableiten zu können. Zwar sind Hypothesen, die sich scheinbar schlüssig aus der klinischen Erfahrung ergeben, mittlerweile im Übermaß vorhanden, doch erweisen sich die meisten davon als relativ kurzlebig und entsprechend beliebig (vgl. Bornstein, 2001, Fonagy und Target, 2003, S. 283 ff). Ohne eine metapsychologische Fundierung hat die Psychoanalyse nur geringe Chancen, an einem interdisziplinären Diskurs teilzunehmen, der gerade in der Gegenwart angesichts der erstaunlichen theoretischen und methodischen Veränderungen in den Cognitive- und Neuro-Sciences immer interessanter und befruchtender wird. Denn ohne einen eigenen grundlagentheoretischen Standpunkt und eine genaue Benennbarkeit der Schnittstellen lässt sich keine Auseinandersetzung mit anderen einschlägigen Wissenschaften führen. Die Herausforderungen sind jedoch rechtzeitig

erkannt worden: Seit einigen Jahren gibt es eine lebhaft Auseinandersetzung z. B. mit den Kognitionswissenschaften (z. B. Koukkou, Leuzinger-Bohleber, Mertens, 1998; Palombo, 1992; Westen und Gabbard, 2002 a,b) oder den Neurowissenschaften (z. B. Beutel et al., 2003; Giamperi-Deutsch, 2002; Deneke, 1999; Kaplan-Solms und Solms, 2003; Schore, 1997, 2002; Solms, 1998).

2.3 Metapsychologische Hintergrundannahmen als Strukturierung des Erkenntnisprozesses des Analytikers

Die metapsychologischen Gesichtspunkte formulierten bereits zu Freuds Zeiten wesentliche dem klinischen Denken vorgeordnete, es strukturierende und in mancherlei Hinsicht interdisziplinäre Perspektiven. Letztere ergaben sich vor allem aus dem Anliegen Freuds, die Psychoanalyse als eine Wissenschaft *zwischen* den Wissenschaften zu konzeptualisieren. So stellt z. B. das Konzept des Triebes einen »Grenzbegriff« *zwischen* dem Körperlichen und dem Psychischen dar. Jeder Versuch, ihn als Instinkt-begriff zu biologisieren, ist deshalb genauso wenig psychoanalytisch wie der ausschließlich psychisch gedachte Gebrauch dieses Konzepts. Lorenzer (2002) hat, wie andere sozialisationstheoretisch argumentierende Psychoanalytiker, darüber hinaus aufgezeigt, dass das sog. Trieb-schicksal sich nicht in einem gesellschaftsfernen Mutter-Kind-Kosmos vollzieht, sondern nur als soziokulturell und – ökonomisch vermitteltes Verhältnis begriffen werden kann. Somit ergeben sich nicht nur Schnittstellen zur Neuro- und Evolutionsbiologie, sondern auch zu den Gesellschaftswissenschaften. Die konzeptuelle Weiterentwicklung erfordert deshalb auch eine Auseinandersetzung mit den Schnittstellen, an denen Psychoanalyse mit anderen Humanwissenschaften in Berührung kommt oder Wissensbestände austauscht. So z. B. mit den Sozial-, Literatur-, Sprach- und Geschichtswissenschaften, den biologischen Grundlagen menschlichen Erlebens und Verhaltens, den Neuro- und Cognitive Sciences, der evolutionären Psychologie, aber auch der Lern-, Gedächtnis- und Emotionspsychologie, soweit sie nicht mehr behavioristisch orientiert ist, sondern unbewusste Prozesse anerkennt.

Ich nehme die bekannte Reformulierung und Erweiterung der freudischen Metapsychologie, die Rapaport im Jahr 1959 kurz vor seinem Tod noch formuliert hat, zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen, um im Anschluss daran die Veränderungen, die in den zu-

rückliegenden 40 Jahren erfolgten, zu skizzieren. Die metapsychologischen Gesichtspunkte bilden nach Rapaport eine Ganzheit, aus der somit nicht beliebig der eine oder andere Grundsatz weggelassen werden kann.

- A. *Das Objekt der Psychoanalyse ist Verhalten.* Der empirische Gesichtspunkt
- B. *Jedes Verhalten ist integral und unteilbar: die zu seiner Erklärung dienenden Begriffe beziehen sich auf seine verschiedenen Komponenten und nicht auf verschiedene Verhaltensweisen.* Der Gestalt-Gesichtspunkt
- C. *Kein Verhalten steht isoliert: Alles Verhalten ist das der integralen und unteilbaren Persönlichkeit.* Der organismische Gesichtspunkt
- D. *Alles Verhalten ist Teil einer genetischen Reihe und, durch seine Vorläufer, Teil der zeitlichen Aufeinanderfolgen, die die gegenwärtige Form der Persönlichkeit hervorgebracht haben.* Der genetische Gesichtspunkt
- E. *Die entscheidenden Determinanten des Verhaltens sind unbewusst.* Der topographische Gesichtspunkt
- F. *Alles Verhalten ist letzten Endes triebbestimmt.* Der dynamische Gesichtspunkt
- G. *Alles Verhalten führt seelische Energie ab und wird durch seelische Energie reguliert.* Der ökonomische Gesichtspunkt
- H. *Alles Verhalten hat strukturelle Determinanten.* Der strukturelle Gesichtspunkt
- I. *Alles Verhalten wird durch die Realität bestimmt.* Der adaptive Gesichtspunkt
- J. *Alles Verhalten ist sozial determiniert.* Der psychosoziale Gesichtspunkt (Zit. n. Rapaport, 1960, S. 43 ff).

2.4 Die metapsychologischen Gesichtspunkte aus heutiger Sicht

2.4.1 Zum empirischen Gesichtspunkt

Hierunter verstand Rapaport im Wesentlichen, dass alles Verhalten, das nach ihm Gefühle, Denken, Handeln umfasste, als durchgehend psychologisch determiniert betrachtet werden sollte.

An dieser Sichtweise einer Kontinuität der psychologischen Erklärensebene, hat sich seit den ersten klinischen Beobachtungen Freuds bis zum heutigen Tag nichts geändert: Es ist nach wie vor von einer Kontinuität psychologischen Verstehens und Erklärens